
n e t z T E X T E

von

[Wanderstein](#)

versalia.de

Inhalt

| | |
|-----------------------------|----|
| Der Mann am Klavier | 1 |
| Synphonie | 5 |
| Ein Wanderer | 7 |
| Das frohe Herz | 8 |
| Früher Schnee im November | 10 |
| Es war einmal... | 12 |
| Meinungen | 13 |
| Wahrheit | 14 |
| Ich, Wanderstein | 15 |
| Für die zweite Wahl | 16 |
| Gott | 17 |
| Mondscheinsonate | 18 |
| Die Wahrheit | 19 |
| Bettler für die zweite Wahl | 24 |
| Weihnachtsgeschichte | 25 |
| Mein Freund DesertEagle.50 | 26 |
| Schiffer im Jetzt | 28 |

Der Mann am Klavier

Ich hatte mein Spiel kurz unterbrochen um den Abzug meines Colts zu spannen, als der Fremde eintrat. Ihm bot sich ein typisches Bild. Egal in welches Kaff man kam, der Saloon sah immer gleich aus. Linker Hand befand sich die Theke, deren spiegelverkleidete Rückwand die ganze linke Wand einnahm. Die unzähligen bunten Flaschen, die auf den einzelnen Regalen standen, waren nur Zier. Das einzige, was man hier bekommen konnte, war Whiskey und Bier. Oder eine Kugel, je nach dem, was man suchte: Vergessen oder Ärger. Gegenüber der Theke standen Tische, sieben an der Zahl, die meisten davon leer. An einem spielten ein paar Viehtreiber Poker, an einem anderen tranken ein paar Gesetzlose, Bill, Charlie und Ray. Man kannte sie auch unter dem Triumvirat. Mit drei der gefährlichsten Viehdiebe, die der Westen seit langem gesehen hatte. Sie waren vor einer Woche hier abgestiegen, hatten den Sheriff umgelegt. Bis ein neuer kam, würden sie wohl hier bleiben. Und selbst wenn ein neuer kam, so mußte er ein schneller Schütze sein mit Augen im Hinterkopf. Der einzige Tisch, der sonst noch besetzt war, stand in der hintersten Ecke des Saloons, weg von den Fenstern, so daß von dem Mann, der dort saß nur das schwache Glimmen einer Selbstgedrehten zu sehen war. Frank, der Barkeeper zuckte zusammen, als die Tür aufging, aber das hatte nichts zu bedeuten. Als Barkeeper in dieser Stadt zu arbeiten war wie Tod auf Raten. Es war klar, daß es dich irgendwann erwischte. Und natürlich fragte sich Frank, wann es soweit war.

Im hinteren Teil des Saloons führte, direkt an der kleinen Bühne vorbei, neben der mein Klavier stand, eine Treppe zu den Zimmern. Und zu den Mädchen, wenn man das lockere Kleingeld dazu hatte. Hinter dem Fremden trieb der Wind eine gefährliche Wolke Staub in den Raum, so daß von ihm zunächst nichts zu erkennen war.

Als erstes registrierte ich den Colt an seiner Seite. Er hing zu hoch. Der Fremde hätte zu lange gebraucht um ihn zu ziehen. Selbst Frank hätte gegen ihn eine Chance gehabt. Entweder war er ein Idiot oder ein Greenhorn, was meist ein und das Selbe war. als nächstes fiel mir sein Stern auf. Ein Marshall. Über der linken Schulter hing ein Gewehr. Sein Gesicht war unter dem tief in die Stirn gezogenen Hut nicht zu erkennen. Er warf einen beiläufigen Blick durch den Raum und schlenderte dann zur Theke. Ich setzte mein Spiel fort. Irgend etwas in D-Dur. Hier herrschten keine großen Ansprüche. Ich spielte und wartete auf Lynn, die gleich kommen und singen würde. Ich mochte Lynn. Sie hatte eine schöne Stimme und sie war eine tolle Nutte. Man hatte nicht nur das Gefühl, daß es ihr Spaß machte, es machte ihr tatsächlich Spaß. Nun, der Abend war ja noch jung und das Trinkgeld würde hoffentlich noch kommen. Aber irgendwie glaubte ich nicht daran.

Mein Klavier stand, anders wie in den meisten Saloons, mit der Rückseite zum Raum, so daß ich hinter dem eine Tonne wiegenden Instrument verschwand. Es war mein eigenes Klavier, ich reiste immer mit eigenem Klavier. Dafür gab es genau einen guten Grund, von dem ich hoffte, ihn heute nicht nutzen zu müssen. Nachdem ich zu Ende gespielt hatte stand ich auf und ging an die Theke. „Frank, mach mir mal ein Bier.“ und zu dem Fremden sagte ich: „Howdy, Fremder.“

Er sah mir in das Gesicht, so daß ich in seine Augen sehen konnte. Er sagte nichts. Das brauchte er auch nicht. Die Art, wie er seinen Whiskey trank, auf einen Zug, und ihn im Mund hin und her schwenkend, sagte mir, daß er es für möglich hielt, daß es sein letzter war. Aus seinem Blick sprach die Gewißheit, daß heute noch jemand sterben würde. Und plötzlich wußte ich, daß es heute kein Trinkgeld, keinen Sex und auch keine Lynn geben würde, sondern allenfalls ein paar tote Cowboys, und daß ich aufpassen mußte nicht zu ihnen zu gehören.

Wer war der Typ in der Ecke? Als ich den Saloon heute Mittag betreten hatte, war er schon da gewesen, hatte sich seither kaum einen Millimeter bewegt. Was wollte er hier? Gerade in dem Moment, als ich zurück zum Klavier ging, schlug er die Beine übereinander. Seine Knarre hing auch zu hoch. Genau wie bei dem Marshall. Jedoch: Keiner von beiden machte auf mich jetzt noch den Eindruck eines Greenhorns. Aus den Augenwinkeln bemerkte ich, daß er genau den selben Colt trug, wie der Marshall. Mit Perlmuttergriff. Nur daß der Marshall Linkshänder und der mysteriöse Mann in der Ecke Rechtshänder war. Irgendwas sollte mir das sagen, dachte ich, aber ich wußte nicht, was. Bräder schienen sie nicht zu sein, der Marshall war dick und ein wenig untersetzt, der andere groß und schlank. Weiter fiel mir nichts auf, also begann ich wieder mit dem Spiel.

Bill, Charlie und Ray saßen seelenruhig an ihrem Tisch und tranken, als wäre nichts. Sie schienen sich ihrer Sache ziemlich sicher. Waren sie eigentlich auch. Sie waren zu dritt, alles gute Schätzchen. Sie hatten hundert Zuchthengste verkauft, auf ihren Zimmern lag ein Vermögen. Und das beste war: Sie hatten sie einer anderen Rüberbande abgeluchst, durch Zufall. Wovor sollten sie sich fürchten? Der Sheriff, der einzige Zeuge damals, war tot und ansonsten hatten sie nur Gesetzlose bestohlen, der oder die ehemaligen Besitzer ließen sich eh nicht mehr ausfindig machen, denn die Herde hatte noch keine Brandzeichen besessen. Eine gute, saubere Sache. Der einzige Nachteil war: Sie hatten so geprahlt, daß mittlerweile ziemlich viele davon wußten. Wie dem auch sei, sie betrachteten den Marshall nicht als Gefahr.

Auf einmal tat sich etwas, aber nicht bei Bill, Ray oder Charlie und auch nicht bei dem Marshall oder dem Fremden. Beim Pokertisch. Jason, ein junger Spund, der mit der Zunge schneller am Revolver war, als seine Hand ihn ziehen konnte, war aufgesprungen: „Du beträgst doch! Kein Mensch hat soviel Glück! Ich kannte die Adresse jener Worte. Es war Michael, Michael James Earl Howing III. ein notorischer Lügner und Falschspieler. Ich hatte ihn ein Jahr begleitet. Es war nicht schlecht. Michael war ein lustiger Kerl, mit dem es sich gut leben lie. Er war wirklich gut in dem, was er machte. Natürlich betrog er. Es wäre ein Weltwunder gewesen, wenn dem nicht so wäre. Zu seinem Glück schafften es die anderen zwei, ich kannte sie nicht, Jason wieder zu beruhigen. Doch das würde nichts nützen, ich wußte das jetzt schon. Michael wußte nämlich nie, wann es Zeit war, aufzutreten. Der „rger wurde nur ein wenig in der Zeit verschoben, ihn aufzuhalten war unmöglich.“

Gerade, als Jason sich wieder hingesetzt hatte, kam Lynn die Treppe runter, bestellte sich ein Bier und setzte sich zu mir an das Klavier. „Lynn, geh wieder hoch,“ sagte ich zu ihr. „Aber warum denn Elvid? Ich dachte, wir musizieren zusammen und dann gebe ich dir Flächtenunterricht.“ „Klingt wirklich verlockend. Aber siehst du die Pokerspieler? Der eine, mit dem schwarzen Hut beträgt. Der mit dem weißen...“ „Du meinst Jason?“ „Genau den. Er hat es gemerkt. Es wird gleich krachen.“ Sagte ich. „Och, hier hat es schon oft gekracht. Mir ist nie etwas passiert. Gentleman schießen nicht auf Frauen.“ „Siehst du die drei am Mitteltisch? Die schon.“ „Wer sind denn die?“ fragte sie, ihre Stimme klang jetzt schon nicht mehr so sicher, wie noch bei der Frage zuvor.

„Man kennt sie als Triumvirat.“

„Oh mein Gott.“ Sie war jetzt deutlich angespannt. „Aber was haben die mit den Pokerspielern zu tun?“ „Siehst du den Typen am Tresen? Das ist ein Marshall. Was meinst du, wird der tun, wenn hier geballert wird, und was meinst du werden die tun, wenn der Marshall auch nur eine falsche Bewegung macht?“ Sie sah schon fast überzeugt aus. „Aber was ist mit dir?“ Angst klang jetzt in ihrer Stimme. „Mach dir um mich nur mal Sorgen, dann schaffe ich es vielleicht lebend hier raus. Aber du geh nach oben. Ich kann schießen, du nicht.“ Sie ging, aber ich wußte, daß sie nicht oben bleiben würde, sollte es hier richtig abgehen. Sie war ein bißchen verliebt in mich. Hoffentlich würde ihr nichts passieren. „Was ist mit Lynn, Elvid?“ rief Frank von der Bar her. „Sie fühlt sich nicht wohl. In einer Stunde wird es ihr bestimmt besser gehen, Frank. Ich geh sie holen, sobald der Saloon voll ist. O.K.“ Es war o.k. Frank nickte und wischte weiter den Tresen. Die Pokerspieler pokerten, die Verbrecher, der Marshall und der Fremde tranken, ich spielte. Ein Bild für die Gäster, so ruhig und friedlich.

Auf einmal sprang Jason auf und richtete seine Knarre auf Michael. „Du Sau, du verdammte! Ich schieße die beträgerische Scheiße aus dir.“ Weiter kam er nicht. Ein Faustgroßes Loch in seinem Hals hinderte ihn daran. Michael hatte unter dem Tisch seinen Revolver gezogen und gut gezielt. Nun passierte unheimlich viel gleichzeitig. Bill, Ray und Charlie sprangen auf um auf den Marshall zu zielen, der sich mit einem Hechtsprung hinter den Tresen verkrümelte. Dafür fanden die Kugeln Frank, rissen ihn mit und schleuderten ihn wie einen nassen Sack in die Spiegelwand. Der nächste Schuß traf Ray genau zwischen die Schulterblätter. Der ominöse Fremde. Bill und Charlie warfen sich hinter einen der Tische um Deckung zu suchen. Michael und die beiden übrigen Cowboys sprangen auseinander. Michael flüchtete zu mir hinter das Klavier, wo ich immer noch mit spielen beschäftigt war. Es war noch nie vorgekommen, daß ich ein einmal begonnenes Lied

abbrach. Alle hatten sich verschanzt. Bis auf den Cowboy in der Ecke. Er war nicht mehr da. Bill war der Erste, der etwas dazu sagte: „Verschissener Klavierwischer, hör auf zu spielen oder du bist der Nächste, du Hurensohn.“

Natürlich gab es einen Nächsten. Aber das war nicht ich. Es war Lynn. Sie hatte

die Szenerie beobachtet, von der Ballustrade aus. Sie hörte auch Bills Drohung und schoß mit ihrem Gewehr seinen Tisch in Fetzen. Seinen Tisch und einen der beiden Cowboys, die mit am Pokertisch gegessen hatten. Der andere sprang auf und schoß nach Lynn, die mit einem Ächzen von der Ballustrade fiel und auf der Theke landete. Ihr Kopf hing seitlich herunter und starrte mich an. Ich spielte immer noch. Allerdings nur mit einer Hand. Mit der anderen verpasste ich dem Cowboy einen Liebesgruß, der von Herzen kam und von dem er sich nie erholt hat. Nun gab es noch Bill und Charlie, Michael und mich und den Marshall und jenen seltsamen Fremden, wo auch immer er war. Michael und ich hinter dem Klavier, der Marshall hinter dem Tresen und Charlie und Bill hinter einigen Tischen und Trümmern. Ich spielte ein wenig Moll, fand dann aber doch schnell in ein lockeres G-Dur, das ein wenig half, die Anspannung zu verdrängen. „Scheiß,“ rief Charlie. „Wenn ich euch schon erschieße, dann will ich auch wissen, wer ihr seid!“ „Ihr seid Charlie und Bill,“ kam es von hinter dem Tresen. „Du bist kein Marshall, hab ich recht?“ fragte Bill. „Man nennt mich den Kleinen.“ Sagte der Marshall. „Und mich nennt man den Mädchen Joe.“ Klang es ebenfalls von hinter der Theke. Der Mann aus der Ecke. Wie war er dahinter gekommen? Die rechte und die linke Hand des Teufels; ließ sich Bill vernehmen. „Au scheiß,“ Charlie zuckte zusammen. „Sind das nicht die, die wir beklaut haben?“ In dem Moment sprang der Marshall, oder wer immer er war auf, mit der Schrotflinte in der Hand. Doch Bill war schneller. Allerdings mußte er dafür ebenfalls seine Deckung verlassen, wenn auch nur kurz. Und während er grad so schußn Blei in des Marshalls Brustkorb pumpte, fickte ihn eine Kugel aus Michaels Eisenpimmel ins Gesicht, was nicht schußn aussah. Ich konnte Michael nicht mehr fragen, was das sollte, weil er in dem Kugelhagel zu Boden ging, mit dem der Mädchen Joe, welcher ziemlich wach wirkte, das Klavier eindeckte. Deswegen reiste ich immer mit eigenem Klavier. Ich hatte eine dicke Platte aus Blei und Stahl in die Rückwand einbauen lassen. Und da waren es noch zwei, mich nicht mitgerechnet. Mit diesem Duell hatte ich nicht direkt zu tun.

„He, Klavierspieler, du lebst ja immer noch. Ich dachte, ihr sterbt immer zuerst?“ Das war dieser Joe. Der Junge war nicht schlecht, aus dem Stand hoch und über die Balustrade hinter die Theke, das war keine schlechte Aktion gewesen. „Falsch. Zuerst streben immer die Idioten und die Barkeeper. Und die Leute, deren Namen man nicht kennt.“ Gab ich zurück. „Ich finde, du bist überfällig, Kamerad! Nimms mir nicht abel.“ Dieser Joe begann langsam, mir auf den Sack zu gehen.

„Laß uns doch verhandeln,“ rief Charlie mit einem leichten Zittern in der Stimme. „Wir könnten doch Halbe Halbe machen?“

„Ich verschieße nur ganze Kugeln,“ antwortete Joe. Ich begann, in hohen Tonlagen zu spielen, so, das ich jederzeit meinen Bleilümmel greifen konnte, der neben den Tasten lag. Die linke Hand wartete angespannt auf den Schlußakkord.

Charlie schienen die hohen Töne aufzuregen, denn er sprang plötzlich auf und rannte auf den Tresen zu, wild um sich schließend. Ich kam zum Ende. Die Rechte griff nach der Waffe. Joe sprang auf und richtete seinen Colt auf Charlie. Die linke spielte den Schlußakkord, der jedoch in Joes letztem Salut für Charlie, der selbigen eine anmutige Pirouette drehen ließ, unterging. Und als sich der Rauch verzog, hatte auch der Mädchen Joe sich schlafen gelegt. Ich glaubte nicht, das er noch einmal aufstehen würde. Die Zeit, die er für Charlie gebraucht hatte, hatte gereicht. Ich ging zur Theke und goß mir einen Whiskey ein. Zwei Flaschen steckte ich in meinen Mantel, sowie das Geld aus den Zimmern und den Taschen. Ich ging zu Lynn, schloß ihre Augen. Dann kamen die Schaulustigen. Ich gab dem Sargmacher Geld, damit er Lynn anständig unter die Erde brachte. Dann bat ich ein paar kräftige Burschen für ein paar Dollar mein Klavier zu verladen, spannte meine zwei Braunen an und besorgte was zu essen. es war sechs Uhr Abends.

Die Abende mit Lynn waren schön gewesen, sie konnte singeln und singen. Es war selten, das man eine fand, die beides konnte. Ich wünschte es. Die Klavierspieler hatten sie alle, irgendwann.

Grad, als ich die Stadt verlassen wollte, ich war schon fast am letzten Haus vorbei, da hörte ich

jemand meinen Namen rufen „Elvid, Elvid, warte!“ Es war Susy. Die Tochter eines Farmers aus der Gegend. „Nimm mich mit, Elvid.“

Ich nickte, sie sprang auf meinen Wagen auf. Das war also die Neue. Ich grinste. Ich sah es vor mir. Wir wÄ¼rden zusammen Musik machen. NatÄ¼rlich hatte sie eine schÄ¶ne Stimme. Es konnte gar nicht anders sein. Und natÄ¼rlich fickte sie gut. Sie wÄ¼rde die beste Nutte werden, die der Westen je gesehen hatte. Was anderes konnte selbst die schlimmsten Gangster dazu bewegen, genau in die Kneipe zu kommen, in die sie kommen sollten? Zwei Monate noch, dann wÄ¼rden wir in einem Saloon sitzen, wo sich die Cornwall – BrÄ¼der mit den Stamiills treffen wÄ¼rden. Und ich wÄ¼rde zu Susy sagen: „Geh hoch, mein Schatz, gleich wird es hier gefÄ¼hrlich.“

Oh ja, als Klavierspieler hatte man schon ein satanisch feines Leben...

Symphonie

Es war etwas besonderes. Viele Menschen verliebten ihre Höhlen und Lächer, rieben sich die Augen und staunten. Eilig räumten sie Dinge in Behältnisse, welche sie sich auf den Rücken schnallten und gingen hinaus in das, was man gemeinhin einen schönen Tag nennt. Eine warme große Sonne schien auf das saftige Grün der Rheinwiesen, und hier und da flogen weiße Schafe über den ansonsten makellos blauen Himmel. Der warme Wind ließ das Gras einen friedlichen Tanz aufführen und das Rauschen der Blätter der nahen Büsche lud ein zu lässlichem Verhalten.

Man streckte alle Viere von sich und ruhte aus, vergaß Vergangenheit und Gegenwart und lag zufrieden in einem ausdehnungslosen Jetzt. Manche ließen den geschulten Blick über die Wiese wandern, weckten ihren verschlafenen Jagdinstinkt und spähten nach Beute.

Und suchte man genau, dann konnte man alles finden: Glückliche Menschen, traurige Menschen, verliebte und verlebte Menschen, streitende Menschen, Menschen die zufrieden waren und solche die es nicht waren.

Und dennoch traf es alle gleich, zur gleichen Zeit und mit der gleichen Wucht, denn dies war ein besonderer Tag, der vor keinem Menschen eine Ausnahme machte.

Es begann so gegen fünf, als die Ersten sich anschickten wieder nach Hause zu gehen und es endete nicht, bis auch der Letzte es begriffen hatte.

Es begann nahezu unmerklich. Der Wind zog an und wehte einige Leuten die Hüte und Brillen vom Kopf und zwang sie die Welt ohne Spiegel, ohne Schutz oder trübende Farben zu sehen.

Gerade als die Ersten aufsprangen, kam ein Windstoß, der sie alle zu Boden riß und dort festhielt, sitzend oder liegend. Niemand vermochte mehr zu entfliehen.

Und auf einmal war in der Luft Musik, eine Melodie so leise und sacht, daß sie kaum wahrzunehmen war, aber dennoch unzweifelhaft vorhanden. Sie klang nach rauhen Felsklängen, sanft wie der Wind im Blätterrascheln und doch kraftvoll wie ein Orkan. Sie kam von weit her und war doch ganz nah bei den Menschen, denn jeder einzelne hörte sie und verstand ganz genau, wovon sie erzählte. Wie die Menschen gefesselt und gebannt dasaßen und lauschten, geschah es, daß der Rhein anzuschwellen begann. Schneller und schneller trieb der mächtige Strom dahin, höher und höher scholl er an, bis seine gewaltige Kraft die Wiese fast erreicht hatte.

Und es mischte sich eine zweite Stimme ein, ein tiefer und mächtiger Bass, nicht aufhaltbar alles schleifend, beiseite schiebend oder umfliegend, was ihm im Weg stand. Er zwang den Bruder Wind, sein Lied lauter zu spielen, die Blätter stieben von den Ästen, Fenster und Autoscheiben brachen, und die Menschen krallten sich, ängstlich lauschen, in die Mutter Erde. So gebannt waren sie von der Melodie, daß sie nicht merkten, wie der Wind Wolken herbeitrug und der Rhein sein Wasser in den Himmel peitschte.

Erst als ein gewaltiger Blitz Luft und Wasser bannte, ein Jetzt der Stille schuf, hoben sie die Köpfe gegen Himmel.

Mit gewaltiger Macht ging es dort los, ein urmächtiger Donner, ein Grollen aus der tiefsten Kehle der Welt zerfetzte die Stille, und mit Fortissimo fielen Wind und Wasser wieder ein, tobte die Symphonie und riß aus, wofür die Menschen so lange gebraucht hatten, bis es war.

Mauern splitterten und rissen ein, der Wind trug Autos und Züge durch die Luft, fort in eine andere Welt. Büsche entwurzelten und Kirchtürme begruben die Gotteshäuser. Bruder Donner tobte und trommelte, Vetter Blitz ließ mit einem Schlag die Becken erschallen und riß klaffende Wunden in den Leib der Mutter Erde.

Die Menschen klammerten sich an den Boden, stumm vor Angst und lauschten dem ersten Satz, Tränen in den Augen. Alles, was sie geschaffen hatten, zerrissen in einem Satz, zerschlagen von den tönnen großen Mächte.

Und immer weiter klang die Musik, mal sacht, fast zart und flüchelnd, dann doch wieder zerstörend stark, bis sie auch den Letzten mitgerissen hatte.

Ein Donner, der durch die Straßen fegte und umriß, was noch standgehalten hatte, machte dem ersten Satz ein Ende.

Die Menschen, immer noch voll von Angst, hoben die Köpfe.

Kein Stein war mehr auf dem anderen, kein Strauch mehr da, wo sie ihn gepflanzt hatten, die Straßen waren bedeckt von kunterbunt zusammengewürfelten Waren. Da lag eine Walter PPK neben der Bibel, lag der Laptop neben dem Hammer, und ein loses Rad rollte ganz alleine und verlassen eine Allee hinunter, fröhlich summend, sich bewegend. Fast schien es, als wäre es am Leben.

Und wie die Menschen sich das Durcheinander versahen und dem Rad mit den Augen und Ohren folgten, da erkannten sie im Summen des Rades eine zweite Melodie, der ersten nicht unähnlich, aber sanft und göttlich, wo die andere zerstörerisch und roh gewesen war.

Hinter ihrem Rücken riß die Wolkendecke auf, einen schmalen Spalt nur, und ein Sonnenstrahl drang hindurch, fiel auf den Rhein und die Wiesen, fuhr weiter durch die zerstörten Straßen, erreichte das laufende Rad und stimmte ein in dessen Melodie, einem gloriosen Klang aus Kraft und Güte, vorahnend und rückgreifend und doch voll Verständnis für das Jetzt.

Der Wind flaute auf, sanft und leise, trug die Vögel mit sich, die sich überall auf den ausgerissenen Bäumen, den umgestürzten Masten und in den Ruinen niederließen und sangen.

Nun begann auch der Vater Rhein wieder sacht zu brummeln und gab alle und Ruhe in die Herzen der Menschen.

Der zweite Satz sprach von Fruchtbarkeit und Ruhe, vom Leben und Wichtigkeit, von Liebe und Einheit. Und die Menschen sahen die Ruinen im Sonnenlicht, lauschten dem Rad und den Vögeln und erkannten. Sie erkannten, wie schön das alles war und wie bedeutungslos alles, was sie verloren hatten.

Und viele nahmen sie bei den Händen und fühlten zusammen die Melodie. Sie schlossen die Augen und wußten plötzlich, worauf es ankam.

Und als der Erste die Augen öffnete, sich einen Hammer und Nagel griff, um den dritten Satz einzuläuten, da begriffen es auch andere, fielen ein in seine Melodie, wild und roh wie die Erste, kraftvoll und wissend, mit der ruhigen Gelassenheit des Schaffens. Und so spielten sie mit Sonne, Wind, Wasser, Blitz und Donner un musizierten, bis auch der Letzte es begriffen hatte.

Ein Wanderer

Ein Wanderer bin ich, seit ewigen Zeiten, ein Wanderer, der ein Ende nicht finden kann. Nun war ich im Norden und wendete meinen Blick ab. Denn das, was man kennt ist nicht mehr faszinierend. Hart und kalt läßt so die Realität keinen Platz für Träume. Das Nichts dringt in einen ein, man weiß gar nicht wie einem geschieht. Es verliert sich einfach, das Schöne und das ist auch der Grund, warum ich nirgendwo lange bleiben mag. Die Natur geifert und giert nach neuem, will frisches Blut, ein neues Fressen, denn das Alte ist schnell verdaut. Und so treibt man davon, treibt, ohne jemals einen Halt, eine Pause, etwas Bestimmtes zu finden auf einer Welle mit und weiß nicht wo man endet. Man reist, macht hier und da Station auf seinem schmalen Pfad, ja ist sogar glücklich über eine große Lichtung, jedoch kann man an ihr seine Freude nicht haben, denn schnell ist der Holzfaller mit dem Beil zur Hand um einen neuen Pfad zu schlagen. Man folgt auch diesem, in der Hoffnung auf einen Wegweiser. Ich fand ihn, er wies nach ...

Dort, hoffe ich einen schönen Platz für die Ruhe zu finden, denn ich bin des Suchens müde.

Doch, wie unheimlich, ich rede so über meine Gedanken und habe mich ihnen noch gar nicht vorgestellt. Ich bin ein Wanderer.

Das frohe Herz

Wir befinden uns in einem, in grauen Stein gehauenen Gang, der sich verschlungen durch unbekannte Gebirge zieht. Der nasse Stein reflektiert das Licht unserer Fackel nur schwach und dunkel, die Unregelmäßigkeiten der Wände werfen Tausende von kleinen Schatten in die winzige Welt, in der wir uns befinden. Selbst wir sind zu einem Schatten geworden, nur unsere Augen funkeln stumm wie düstere Sterne in die Dunkelheit. Der Geruch erinnert an Moder und Faulnis, so wie wir modrig und im Inneren faul geworden sind. An wenigen Stellen ist der kalte Stein mit schwarzem Moos bedeckt, schwarz wie wir geworden sind und so winzig wie die Zahl derer, die noch übrig blieben. Der schmale, niedrige Gang windet sich um tausend Kurven, steigt und fällt, wie auch wir uns gewunden, wie wir gestiegen und gefallen sind. Es liegt ein Hauch von falschem Tod auf unseren Lippen, die zu einem trotzigen Grinsen erstarrt sind.

Es liegen keine Steine im Weg und trotzdem weichen wir etwas aus, das dunkel wie Nebel über dem Boden wabert. Unsere Augen meinen kleine Brocken im Nebel erkennen zu können. Und so manch einer ist auf dem Pfad geblieben, weil ihm der Nebel das Genick brach. Doch wir folgen dem Weg unermüdlich, wild entschlossen das Ziel zu erreichen, da keiner kennt und auf das jeder hinstrebt mit all seiner Macht.

Niemand kann wissen was hinter der nächsten Kurve lauert, wie verschlungen der Nebel sich windet und wie schmal der Pfad wohl sein mag. Die Schritte unserer kalten Sohlen hallen dumpf von den Wänden wieder, begleiten unseren Gang mit einem würdigen Marsch, der wild und ungezügelt tausendfach wiederholt. Die Glieder sind mit der Zeit müde geworden, der Kopf blickt nicht mehr ganz erhoben in die Finsternis, während wir unseren Gang fortsetzen. Manchmal liegt ein dunkler Schleier über unseren Augen, dann halten wir ängstlich inne und machen eine kurze Rast. Es wird dabei kein Wort gesprochen, der Marsch schweigt, nur das leise Keuchen angestrenzter Lungen schleicht sich wie ein bedrohliches Flüstern in unsere Köpfe. Von Malsal wird erzählt, von Opfern und Entscheidung. Doch nach einer Weile entspannen sich die Stimmen und fordern zu neuem Marsch auf, denn der Weg der vor uns liegt ist noch lang.

Hin und wieder stolpert einer, steht wieder auf und hinkt hinterher. Manche erheben sich auch gar nicht wieder, sie haben genug getan und können nicht mehr. ihr Blut ist mit der Zeit kalt geworden und ihr Glieder sind lahm. Einzig und allein ihre Augen blicken noch als dunkle Sterne sehnsüchtig weiter in die Schwärze, bis sie nach einiger Zeit erlöschen und nun ganz tot sind. Und für eine Weile wird das Schweigen ein wenig bedrückender, ein wenig hängen die Köpfe tiefer und manchmal glitzert eine silberne Träne in der Nacht. Unsere Zahl wird rasch kleiner und keiner weiß wie weit der Weg noch ist und ob es sich lohnt, das Ziel, das keiner von uns kennt, zu erreichen. Doch wir folgen weiter dem Pfad und hoffen, da wir nicht ins Leere treten, denn es gibt nichts, was uns festhalten könnte. Das schwarze Moos hängt nur locker im Felsen und die Meisten sind zu schwach um einen von uns zu halten.

Manche glauben, da am Ende eine Sonne uns erwartet, da ein Tal am Ende liegt, in dem wir bis an das Ende aller Tage leben. Einer behauptet, es würde nichts auf uns warten, der Gang wäre ein einziger Kreis und das Ziel bestünde darin, in das Nichts zu treten. Fast jeder hat seine eigene Geschichte. Was auch immer auf uns wartet, wir erwarten es ungeduldigen Herzens und hoffen vor jeder Kurve auf unser baldiges Ziel, dem Ende unseres Ganges. Doch bisher wurde unsere Hoffnung nicht erfüllt und der ein oder andere hat sich enttäuscht abgewandt um in die andere Richtung zu gehen. Doch man munkelt, da sie nicht sehr weit gekommen sind, genau weiß es keiner.

Manchmal scheint die Dunkelheit, die hinter dem schmalen Kranz unserer Fackel liegt, wie ein Spinnennetz, undurchdringlich dicht und manch einer hat sich in ihm verfangen. Es hat auch der ein oder andere mit dem Schwert dagegen geschlagen, doch meistens kostete es sein eigenes, noch warmes Blut. Wir versuchen die Schwertschläger aufzulassen, wissen wir doch aus Erfahrung das da nichts ist, in dem man sich verfangen kann, nichts außer der eigenen Angst. Die Fackel vertreibt die feinen Waden aus unserer unmittelbaren Nähe und dafür sind wir ihr sehr dankbar, denn die Nacht ist kalt, sehr kalt. Wir sind gesegnet mit einem kleinen Feuer das ein wenig Wärme spendet und ein bisschen Licht. Fackeln sind selten hier unten. Manche nehmen den Toten eine ab und so mancher hat einen erschlagen um eine Fackel zu erbeuten. Viele sind trotz des Feuers gestolpert und nicht wenige

auch gestorben. Doch immer lag auf jenen Gesichtern jener Zug eines falschen Todes, gemischt mit einem traurigen Lächeln auf den erkalteten Lippen.

Auch mir ist schon sehr kalt geworden und ich glaube, der Weg ist noch weit. Meine Glieder heben und senken sich nur noch mühsam und meine Schritte sind längst nicht mehr so groß wie früher. Mein Haupt ist schon lange gesunken und meine Augen erkennen nur noch mühsam den Weg. Meine Fackel ist bald herunter gebrannt und die Stimme meiner Lunge mischt sich in den langsamen Marsch meines Weges.

Nur mein Herz ist noch warm, treibt mich an zu neuen Schritten und leuchtet wie ein roter Stern weithin in die Nacht. Es pulsiert unaufhörlich in meiner Kehle, strahlt alle Stimmen lägen und läßt mich die dunklen Töne des Marsches vergessen. Nur mein Herz ist es, was mich noch glauben macht, daß am Ende die Erfüllung auf mich wartet, von der keiner weiß und auf die alle hoffen.

Früher Schnee im November

I.
Es ist kalt und mein einsamer Spaziergang führt mich durch die Nacht. Der verlorene Wind zupft an den letzten Resten des Herbstes, bald welken auch sie dahin und der Winter hält Einzug in unsere Herzen. Der Asphalt leuchtet kalt im trüben Schein der Laterne, deren Kegel das Schneegestäuber ins rechte Licht rückt. Die Autos parken Stange an Stange, ein Wall aus totem Stahl zwischen mir und der Straße, wie in jedem Winter. Ich wandere die Straße entlang, folge der nimmermüden Melodie des Windes, welcher die Flocken über die Erde treibt. Das friedliche Weisen der Häuser und Gärten spricht von Ruhe und schweren Gemütern hinter warmen Fensterscheiben. Hinter einer jener Fenster lebt sie, die Liebe. Es wird oft von ihr gesprochen, der Schnee singt seine Strophe, der Wind, die Erde folgt. Auch ich will von ihr sprechen, doch ich kann nicht singen wie der Schnee, der Wind, die Erde. Niemand kann das. Uns bleiben nur die mageren Worte, die niemals ausreichen und trotzdem spricht jeder Mensch von der Liebe, wissentlich oder nicht. Und ein jeder von uns glaubt, er hätte die richtigen Worte gefunden, er könnte sie fassen und halten besser als jeder andere, doch das ist nicht wahr. Niemand vermag zu solch großer Tat. Wir laufen nur den Worten hinterher, jener mageren Spur von der wir glauben es sei die Liebe. Und doch, es sind nur Worte. Unsere Worte.

II.
Die Nacht ist sternklar. Ein straffer Wind, von fernen Tagen her, treibt mich voran. Mein Geist geht durch, ein Traum jagt den Nächsten. Mechanisch folgen meine Füße irgendeinem Weg, es ist egal welchem. Die Augen blicken verklärt ins Nirgendwo, sehen nicht die Schönheit der Nacht und ihre stillen Wunder. Träumend spaziere ich umher, auf einer großen Suche nach etwas, was ich selbst nicht kenne. Doch wer von uns kennt schon sein wahres Ziel, weiß um das tiefste Geheimnis seines Herzens? Und es ist auch nicht wichtig, wichtig ist, dass wir danach suchen. Auf der Suche danach werden wir zu dem, was wir sind. Was wir werden sollten ist dann nicht mehr von Belang. Es ist auch mehr ein Gefühl, ein Fühlen um das Geheimnis in uns denn eine konkrete Sache und mit Worten tut man sich da schwer. Vielleicht, vielleicht haben wir irgendwann eine Welt in der Worte überflüssig geworden sind, vielleicht fühlen wir dann um den anderen und unser Trümmersfeld namens Sprache ist überflüssig, ein Relikt aus jener Zeit als die Menschen noch dumm waren. Es wird eine stillere Welt sein, eine friedlichere Welt.
Ich werde mir meine eigene kleine Welt des Friedens schaffen, von einer fühlenden Seele zur anderen, vielleicht. Nichts wird dann mehr wichtig sein, nichts von Belang was man nicht fühlen, erleben kann. Alles Alte wird vergessen sein, nichts wird übrig bleiben aus jener lauten, unverständlichen Welt in der wir leben. Vielleicht wird dies werden. Und vielleicht gibt es einen, der sein Ziel gefunden hat.

III.
Ich mag es wenn der Schnee fällt auf die weiten Felder, durch welche mein Spaziergang mich führt. Ich bin alleine hier draußen, kein Stadtruf reicht hierher hinaus und kein Mensch hat sich hierher verirrt. Ich mache halt, zünde mir eine Zigarette an und betrachte den einsamen, warmen Punkt im dunklen. Mir wird bewußt, ich bin allein, einsam auf weiter Flur und eins mit mir. Die Tragweite dieser Einsamkeit wird mir lieb und innig, nichts bewegt sich hier draußen auf den Feldern, nichts außer den Flocken welche die Erde bedecken und mich. So ist es, Kälte macht einsam. Manchmal scheint ein kleines, warmes Licht durch das Gestäuber und wird sogleich wieder verwischt. Scheint es so, als läge ein Geheimnis verborgen unter diesem Schnee? Und wäre dieses Geheimnis die Lösung aller Kälte und Einsamkeit? Ich weiß keine Antwort auf die Fragen, und so schaufeln meine Füße weiter einen schmalen Pfad in den Schnee, begierig jenes Geheimnis zu entdecken, welches verborgen in uns allen liegt.

IV.
Mit Schnee im Herzen spaziere ich auf den weissen Straßen, den Schnee im Haar und auf dem Mantel und die Kälte im Geist. Meine Seele träumt von besseren Tagen, ist unbeeindruckt von den Strahlen

der Laternen und den Autos, ich bin allein auf der Straße. Ich folge meinem Weg langsam, ich habe kein Ziel. Ein Zuhause habe ich nicht und ein neues habe ich bis jetzt nicht gefunden. So bin ich ziellos auf meinen Wegen. Was kann ich schon falsch machen? Wer richtet unser Tun und das, was wir anstellen? Welchem Gott sollen wir uns unterwerfen, dem irdischen oder dem himmlischen Vater? So gehen meine Gedanken viele Wege und mein Auge sieht nicht den Frieden des nächtlichen Treibens. Auch mein Geist findet keinen Frieden und keine Ruhe, jagt Fragen hinterher und findet doch keine Antwort. Auf einmal verstummt mein Schritt. Das Auge hebt sich und erblickt eine Gestalt unter den Bäumen, welche die leere Straße säumen. Ich lenke meine Schritte in ihre Richtung. Irgend etwas zieht mich zu ihr hin, von ihr geht eine Wärme aus, die mich mein Herz spüren macht und mich erfüllt mit seligem Streben. Ein Blick in ihre dunklen Augen ist mehr als Antwort auf alle Fragen, so tief sind sie und ich möchte nie wieder aus ihnen auftauchen. In ihren Armen vergesse ich alles, den Wind, den Schnee, die Kälte, sie alle nehmen Abschied von mir. Nie werde ich sie wieder loslassen. Ich will nichts mehr wissen von dieser Welt und ihren Sorgen. Im Duft ihres braunen Haares liegt Hoffnung, Hoffnung auf ein Leben ohne falsche Worte, ihre Gestalt ist Heimat und ihr Wesen ist mir Gott genug. Wir halten uns umklammert und während draußen die Kälte tobt und der Schnee auf unsere Haare und Mäntel fällt wird kein Wort gesprochen. Und es fielen mir die Gedanken, wurden müde und schwer, genau wie jener frühe Schnee im November.

Es war einmal...

Es war einmal
Eine Kundgebung,
bei welcher der König
nichts sagte.

Das Volk,
das nicht zugehört hatte,
antwortete nicht
und pflichtete ihm bei.

Meinungen

HÄrt her! Der Schnaps ist unsere Religion
Und wir warten lange schon
Auf diesem trockenen Feste
Auf unsere nächste Messe.

HÄrt her! der Fraÿ ist unsere Religion
Und wir warten lange schon
Auf diesem kargen Feste
Auf unsere nächste Messe.

HÄrt her! Der Sex ist unsere Religion
Und wir warten lange schon
Auf diesem keuschen Feste
Auf unsere nächste Messe.

HÄrt her! Der Geist ist unsere Religion
Und wir warten lange schon
Auf diesem träben Feste
Auf unsere nächste Messe.

HÄrt her! Wir brauchen keine Religion
Denn zu lange feiern wir schon
Den toten Gätttern eine Messe
Statt unserer eigenen Feste.

Wahrheit

Vor lauter Blumen und Aufmerksamkeiten
VergaÃ ich, wie es ist zu lieben.
Ich entschuldige mich dafÃ¼r.

Vor lauter Verlangen und EifersÃ¼chteleien
VergaÃ ich, wie es ist zu begehren.
Und ich senke schuldbewuÃt mein Haupt.
Vor lauter Bestimmungen und eingesetzter Bilder
Hab ich die Wahrheit irgendwann verloren.
Auch dafÃ¼r geh ich nach Canossa.

Deshalb hab ich dich nicht gefunden
Ich habe dich schlicht und einfach nicht erkannt.
Mein Mund ist geknebelt, meine Augen verbunden,
gefesselt sind mir FuÃ und Hand.

So sind wir gebunden und schlieÃen uns ein,
die Welt ist voll von gefangenen Seelen,
voll von jenen, die Traumbilder wÃ¤hlen.
Und nur wenige wagen es, Mensch zu sein

Ich, Wanderstein

Ich war einmal ein Stein
Im Herz der guten Menschen.
Ich war ein Wanderer tief im Sein,
das sie selber lenken.
Ich war Wanderstein.

Ich werde einmal Stein
In des Lebens dunkler Höhle.
Nie werde ich kein Wanderer sein,
auch wenn `s mich noch so quäle.
Ich werde sein ein Wanderstein.

Ich bin, es ist mein Herz aus Stein,
ein Wanderer auf der Erde.
Ich bin Essenz aus allem Sein,
bin Hirt und eigene Herde.
Ich bin Wanderstein.

FÄ¼r die zweite Wahl

Wenn zwei sich finden, dann weint oft ein dritter.
Des einen Freud ist des anderen Leid.
Es donnert und blitzt im GefÄ¼hlsgewitter,
und was noch bleibt, das heilt zumeist die Zeit.

Doch manche Wunden heilen nicht,
so sehr der Mensch auch danach trachtet.
Manche Geschichten enden nicht,
so sehr man ihre Gegenwart missachtet.

Doch ich kene Worte, die heilen im Nu.
Drum hÄ¼r auf zu klagen und hÄ¼re mir zu:

So lang und oft du alles auch verfluchst,
sie ist nicht der Mensch, den du suchst.
WÄ¼re sie dieser, dann sicherlich
liebte sie keinen anderen als dich.

Gott

Seht herab. Hier steht die Masse
und blickt herab auf mich.
Sie messen mich in ihrer Klasse,
wo ich doch nicht zu messen bin.

Seht hinauf. Dort sitzt mein Engel,
wartend nur, Tag ein, Tag aus.
Voll Sehnsucht ist sein lieber Blick.
Ich war schon lang nicht mehr zu Haus.

Ihr gebt mir viel zu tun und denken,
muß Gott und muß euch Teufel sein.
Das schließt den Tod wie die Geburt mit ein.

Mensch! Ich will dich gar nicht lenken!
Drum hab ich dir auch nichts verboten.
Ich bin der Urgrund, ihr Idioten!

Mondscheinsonate

Du und ich im Mondenschein,
zweisam wir und doch allein.

Du hättest meine Schwärze nicht,
mein Bitten und mein Flehen.
Fragst Du mich, dann sicherlich
war es nicht mehr als ein Versehen.

Liebst Du mich, dann lieb ich Dich.
So wollen wir es halten.
Fragst Du mich, dann sicherlich
sind die Zeiten doch die Alten.

Frag ich Dich, dann sicherlich
wirst Du es mir nicht sagen.
Worte sind nie das, was spricht.
Nur neuer Mond und alte Sagen,
nur Du und ich im Mondenschein,
zweisam wir und doch allein.

Die Wahrheit

Die Wahrheit

Ich will euch die Wahrheit erzählen, schrieb ich auf.

„Dann wirst Du aber der Erste“, lachte eine Stimme in meinem Kopf.

Im Grunde hat sie recht, dachte ich und strich den Satz aus.

Dann schrieb ich ihn erneut auf.

Ich will euch die Wahrheit erzählen. Auch, wenn ich der Erste bin, setzte ich hinzu.

„Was ist denn Wahrheit?“, wollte die Stimme in meinem Kopf wissen.

„Ich setzte mich nicht einer semantischen Diskussion aus, wenn ich schreiben“,

antwortete ich. „Meine Leser wissen, was Wahrheit ist. Schließlich hat jeder seine Eigene.

Und jetzt laß mich arbeiten, oder ich betrübe Dich mit allem, was ich finde!“,

Die Stimme gab nach und verstummte. Endlich arbeiten, dachte ich. Also, wo waren wir stehen geblieben? Ach ja, bei der Wahrheit...

Ich erwachte um Punkt acht Uhr von einer SMS. Ich liebte mich, seit mein Wecker schrott war, von meinem Handy wecken, weil ich kein Geld hatte, mir einen neuen zu kaufen. Und jedes Geräusch, das das Ding von sich gab, weckte mich.

Es war Tanja, die mich fragte, ob ich nach der Uni Zeit hätte. Tanja trainierte immer vor der Uni, weswegen sie um acht fit war wie ein Turnschuh. Ich hingegen hatte gerade mal eine Stunde geschlafen und war total im Arsch. Ich drehte mich herum und schlief bis um zwanzig vor zehn, als ein Zeitungsfritze bei allen Hausbewohnern klingelte, um seinen kostenlosen und unerwünschten Scheiß zu verteilen. Tod ihnen allen, dachte ich mir und drehte mich wieder um, ohne aufzumachen. Um zehn dann mein Handy. Ich stellte Musik an und schliefte bis zehn nach zehn. Dann drehte ich mich herum und schliefte bis zwanzig nach zehn. Anschließend fluchte ich und ging duschen.

Ich stellte den CD-Player im Bad auf Laut und legte Guns N Roses auf. „Don't damn me, when I speak a piece of mind, cause silence isn't golden, when I'm holding it inside.“

Um viertel vor elf war ich auf dem Weg zur Uni, und die Wahrheit begann.

Die Wahrheit ist, daß ich an der S-Bahn-Haltestelle nicht einmal meinen Namen hätte buchstabieren können, so groggy war ich von der Nacht.

Die Wahrheit ist, daß die Bahnen nicht kamen und ich die erste Straßenbahn verpasste.

Die Wahrheit ist, daß wir uns wie Schweine beim Viehtransport in die Straßenbahn quetschten, Fleisch auf Fleisch, und der Schaffner brüllte, man solle doch die Türen frei machen, so fahre er nicht los.

Ihm würde es reichen! Und wenn es nach ihm ginge, dann könnte man noch bis morgen hier stehen.

Die Wahrheit ist, daß ich als ausgemachter Morgenmuffel das Gelabere meiner Kommilitonen ertragen mußte, weil mein Walkman kaputt war.

Die Wahrheit ist, daß eine Bekannte drei Tage lang auf mich sauer war, weil ich sie während des Abtransports nicht erkannt und demzufolge nicht gegreßt hatte.

Die Wahrheit ist auch, daß die Sonne schien, es warm war und ich ob tausender kurzer Rucke stündig mit einem Halbsteifen umherging.

Gelogen ist, daß es schön war, morgens aufzustehen um wie Vieh zur Uni transportiert zu werden.

Daß es Spaß machte, in Seminaren zu sitzen, wo meist eine Meinung galt: Die der Professoren und Dozenten. Wo Schwätzer die Zeit mit wichtig tun vergäudeten.

Ich saß hinten rechts, neben der Tür. Dem einzigen erträglichen Platz. Warum? Weil man gehen konnte, wenn es zuviel wurde. Ich legte mir ein Buch auf den Schoß, einen Tisch hatte ich nicht vor mir, die Plätze an den Tischen waren begrenzt und das Seminar hoffnungslos überlaufen.

Ich las immer während der Seminare. Zumindest meistens. Auf jeden Fall während der Referate meiner Kommilitonen. Manchmal, wenn etwas sehr Dummes, oder seltener, etwas sehr Kluges an mein verschmalztes Ohr drang, unterbrach ich meine Lektüre einen Moment, hörte zu oder

kommentierte das Ganze. Wenn ich nichts zu lesen hatte, dann betrachtete ich eine attraktive Mitstudentin und überlegte, was man mit ihr alles anstellen konnte, oder ob mir etwas Gutes dazu einfiel. Meist blieb ich beim lesen.

Ich las vorzugsweise Bukowski, seltener Heine, Hesse oder Goethe, manchmal auch Coelho oder Aristoteles.

„Das glauben die Leser doch nie, daß du in der Bahn Aristoteles liest,“ sagte die Stimme in meinem Kopf

„Laß mich in Ruhe“, sagte ich.

„Scheiß Mann, ich seh dich in der Bahn immer nur mit Bukowski. Eigentlich sehe ich dich immer nur mit Bukowski.“

„Ich mag ihn halt“, antwortete ich.

„Das geht schon weit darüber hinaus. Ein Wunder, daß du noch nicht zum Süßer geworden bist.“

„Hättest du das lieber?“ fragte ich.

„Nein.“

„Gut. Dann darf ich jetzt weiter schreiben?“

„In Gottes Namen...“

Ich saß also im Aristoteles-Seminar (auf die Bank vor mir hatte irgendein Vorgänger einige Heineverse geschrieben) und laß Bukowski. Auf einmal wurde meine, so sorgsam aufgebaute Idylle von einer Stimme zerstört. Sie gehörte meinem Professor, und sie sagte:

„Sie haben doch zu diesem Thema eine Seminararbeit verfasst. Was sagen sie denn dazu?“

Ich war im Arsch. Oh Gott, bitte hilf mir, daß jetzt mein Hirn anspringt, dachte ich.

Es sprang an. Ich hatte bei diesem Prof nur zwei Arbeiten eingereicht. Die eine war so schlecht gewesen, daß er sich geweigert hatte, sie zu bewerten. Die andere hatte das Thema „Henry Charles Lindgren? Astrid Bukowski? Ein Vergleich der Motive“

Das konnte er unmöglich gemeint haben. Ich wollte mich mit dieser Arbeit für die Nichtbewertung der Anderen rächen, und hatte meinem Prof einen Vergleich von Astrid Lindgrens & Nils Karlsson Däumling, indem ein einsamer keiner Junge auf Zwergen grüßte schrumpfte, um mit dem Däumling zu spielen, und Bukowskis „88888888“, wo es darum ging, daß er sich mit einer Hexe einließ, die ihn langsam, Tag für Tag schrumpfen ließ, bis sie ihn als Dildo benutzen konnte.

Mein Prof hatte gesagt, ich konnte als Ersatz ein Thema meiner Wahl präsentieren, er würde es annehmen. Das würde er bestimmt nie wieder tun & hehe.

„Nun ja“, sagte ich. „Sie haben meine Arbeit korrigiert und mir genauestens die Mängel meiner Analyse aufgezeigt. Da ich bisher noch nicht dazu kam, diese aufzuarbeiten, glaube ich, daß sie sehr viel besser in der Lage sind, das Problem zu beurteilen.“

Soviel dazu, und ich widmete mich wieder Bukowski.

„Das glaubt dir kein Mensch. Als ob dir so ein Spruch jemals so schnell eingefallen wäre. Schweige denn, daß du nie den Mut besähest, so zu agieren.“ Diese Stimme. Nie gab sie Ruhe.

„Ok. Ich habe gelogen. Aber das ist literarische Freiheit.“

„Du wolltest doch die Wahrheit erzählen.“

„Und jetzt? Soll ich den Absatz streichen?“

„Jupp.“

Und so strich ich den Absatz. Ich weiß, liebe Leser, daß sie ihn bereits gelesen haben, aber es ist die Wahrheit. Denn ich habe gelogen.

Ich verließ das Seminar vorzeitig. Es half doch alles nichts. Es war einfach zu langweilig. Ich bewegte mich in Richtung Cafeteria, um günstig aber gut eine Tasse Kaffee zu trinken.

„Du trinkst keinen Kaffee.“
„Halts Maul!“

Ich setzte mich mit meinem Tee und einem BrÄ¼tchen lecker belegt mit Salat und Gurken und...ok. Mit Fleisch, ja? Mit sehr viel ungesundem Fleisch. Und eigentlich war es kein Tee, sondern ein Bier. Irgend ein Werbefritze, die zahlreich auf dem Campus verteilt waren, hatte es mir in die Hand gedrÄ¼ckt, eiskalt. Da konnte ich nicht nein sagen. Ich war eigentlich kein Trinker, aber nach einer Nacht mit zahlreichen Parties und drei Stunden Schlaf, wie ich sie hinter mir hatte, waren ein Bier und eine Zigarette genau das Richtige. Ich setzte mich hin und trank, aÄ¼ und schrieb ein paar Sonette. Nur eines davon war richtig gut, aber was sollte es. Ich muÄ¼te die anderen ja niemandem zeigen. Ich war Ä¼bermÄ¼det und konzentriert, und ich registrierte nichts um mich herum.

„Ja genau. Das du dich nach jedem Rock umgedreht hast, der irgendwie im VorÄ¼bergehen zu sehen war, verschweigst du mal wieder. Sicher wolltest du gerade mit der Leier anfangen, daÄ¼ Frauen dir egal waren, weil man sowieso nur Ä¼rger mit ihnen hatte, usw.“

Ich war also voll konzentriert. Irgendwo muÄ¼te es doch eine geben, die einigermaÄ¼en aussah, einigermaÄ¼en nett war und einigermaÄ¼en ertrÄ¼glich, und die es einigermaÄ¼en mit einem Schlumpf wie mir aushalten wÄ¼rde. Ich folgte einem fantastischen Hintern mit den Augen und schrieb dann darÄ¼ber.

Dann nahm ich mir wieder den Bukowski vor. Der hatte manchmal Phasen, in denen er mir glaubhaft machen konnte, die Frauen wÄ¼ren ihm scheiÄ¼egal gewesen.

Ich beneidete ihn in solchen Momenten, oh wie ich ihn beneidete.

Ich war leider zu keiner Zeit so. Ich Ä¼berlegte stÄ¼ndig, was ich falsch machte. Ich versuchte stÄ¼ndig, daÄ¼ richtige RÄ¼dchen zu finden.

Einmal hatte ich geglaubt, daÄ¼ es Erfolg sein mÄ¼te. Aber ich war ja erfolgreich.

„Im ErzÄ¼hlen von LÄ¼gen.“

„Wie meinen?“

„Was hast du denn schon groÄ¼ gerissen?“

Wie gesagt, Erfolg konnte es nicht allein sein, denn ich hatte schon die grÄ¼Ä¼ten Schlurfer mit Frauen gesehen. Ich hatte ja auch schon die ein oder andere abgekriegt.

„Die Eine.“

„Was?“

„Die Eine.“

Ich hatte also auch schon die ein oder andere abgekriegt.

„Professionelle zÄ¼hlen nicht.“

Also: ich hatte auch schon mal eine abgekriegt.

„Verarsch mich nicht. „Einmal“ und „eine“.“

Erfolg konnte es also nicht sein. Vielleicht suchte ich auch einfach zu intensiv. Vielleicht trieb ich mich in etwas rein, weil ich nicht verstehen konnte, daÄ¼ ein so cooler Kerl wie ich keine abbekam.

„-----“ Die Stimme schwieg.

„Hallo?“ sagte ich.

„Was ist?“

„Ich habe mich gerade als coolen Kerl bezeichnet. Keine EinwÄ¼nde?“

„Och – nein. Ich finde uns auch ganz cool.“

Ich bekam keine ab. Wieso nicht? Ich schiÄŸ auf die Antwort und begann erneut, zu lesen. Auf einmal stand etwas Rankes, Schlankes und wohl Portioniertes vor mir. Ich hob die Augen von der LektÄ¼re und erkannte Denise.

Denise war eine Bekannte. Wir waren einmal ausgegangen und hatten festgestellt, daÄŸ wir nicht zu einander passten. Aber wir redeten ab und zu in der Uni.

„Ausgegangen. Festgestellt. Ihr ward einmal zusammen in der Mensa essen. Und dann noch in der Unikneipe. Und du hast dich Hals Ä¼ber Kopf verliebt, wie immer. Und sie hat dir die kalte Schulter gezeigt.“

„Wie immer“, sagte ich.

Ach shit. Wir quatschten einige Minuten, besser: sie erzÄ¼hlte mir ihren Vormittag. In allen Einzelheiten. Das GesprÄ¼ch wurde beendet, weil mein Kopf irgendwann auf ihrer Schulter lag. Ich war eingeschlafen.

Danach fuhr ich nach Hause und legte mich auf meine Couch. Ich brachte doch nichts zu Stande in diesem Zustand der Halbumnachtung. Ich brauchte Schlaf. Mehr als drei Stunden die Nacht.

Ich dachte kurz an den blÄ¼desten Satz, den ich in meinem ganzen Leben gehÄ¼rt hatte: „Wer abends feiert, kann auch morgens arbeiten.“ Den Stricher, der diesen Satz erfunden hatte, wollte ich gern einmal in die Finger kriegen.

Dann fiel mir Tanja ein. Tanja war sÄ¼ÄŸ. Tanja war nett. Mit Tanja konnte man vernÄ¼nftig reden, man hÄ¼rte nicht nur TagesablÄ¼ufe epischen AusmaÄŸes. Oh Gott, ich liebte diese Frau allein schon deswegen. Weil man sich bei ihr nur die grobe Version anhÄ¼ren muÄŸte, so wie MÄ¼nner sie erzÄ¼hlen. Tanja hatte den MÄ¼nnern sogar einiges voraus: Denn da, wo wir uns in Details verloren...

„Du dich in Details verlierst und anfÄ¼ngst zu schwallen und nicht mehr aufhÄ¼rst.“

...brachte Tanja die Sache auf den Punkt. Sie sah gut aus, und ich glaube, sie mochte mich. Ich mochte sie sehr gern. Ich antwortete, daÄŸ ich nach der Uni Zeit hÄ¼tte.

Danach erreichte mich folgender Text per SMS: „Dann fang besser schon mal an, zu beten.“

Ich schrieb zurÄ¼ck: „Wieso?“

Antwort: „Weil wir heute Abend bestimmt noch die ein oder andere SÄ¼nde begehen werden. Kauf mal schÄ¼n Fromm.“

Ich war sofort hellwach. Ich stand auf und kaufte ein. Dann drehte ich mir einen Jubilierjoint und legte den vierten Satz von Beethovens Neunter ein.

„Wem der groÄŸe Bund gelungen
eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
mische seinen Jubel ein.

Ja wer auch nur eine Seele

Sein nennt auf dem Erdenrund.

Und werÄ¼s nicht gekonnt, der stehle

Weinend sich aus diesem Bund.“

„Was?“ sagte ich.

„Entschuldigung, ich war nur so mitgerissen von der Szenerie.“

„Ruhe jetzt“, sagte ich. „Die Leser wollen doch wissen, wie es weiter geht.“

Nun ja, um sieben kam dann Tanja. Und weiter? Lesen sie Bukowski. Ein Gentleman genieÄŸt und schweigt.

„Und erzählt nicht, dass der Protagonist nach seinem Jubiläum so bekifft war, dass er eingeschafen ist und das Klingeln von Tanja nicht gehört hat. Und dass sie abgerauscht ist und mächtig sauer war. So sauer, dass er bis heute nicht weiß, ob er eine zweite Chance bekommt.“

So, nun kennen sie die Wahrheit. Ich hoffe, sie sind zufrieden. Ich hoffe, ihnen geht es besser. Mir nicht. Und, wie schon ein großer Mann vor mir sagte: „Der Rest ist Schweigen.“

BettlektÄ¼re

Seht an, es ist schon wieder Abend,
und das Leben zieht vorbei.
So sitzen wir, am Abendmahl uns labend,
in der Heimat Einerlei.

Und nach dem Schmaus, mit vollen Bä¼chen
an den Wohlstandsaparat.
Mit der Bedienung durch Programme fleuchen,
mal schauen, was er zu bieten hat.

Es empfiehlt sich BettlektÄ¼re,
denn im Fernsehen ist Nichts von Belang.
Nur schnell noch aus die alte MÄ¼hle
und ab ins Bett, den Leib mach lang.

Erstrecke das Haupt auf weichen Kissen,
schÄ¼rfe den Geist ein letztes Mal.
Heute lesen, morgen wissen,
heiÄ¼t es doch, so sag ich mal.

Viel Freud dabei wÄ¼nscht dir der Dichter,
und Anteil, Geist und GlÄ¼ck.
Und wenn du trÄ¼umst, siehst du noch die Gesichter,
aus dem zuletzt gelesenen StÄ¼ck.

So, und nun genug der Worte,
Geschichten sindÄ¼s, die wichtig sind.
Ich Ä¼ffne jetzt die MÄ¼rchenpforte,
Gnade denen, die Ä¼ngstlich sind.

Weihnachtsgeschäfte

Ein jeder braucht ein Stückchen Lebensqualität.
Und nein, man kann sie sich nicht kaufen.
Sie ist schon längst in uns gesät,
wir müssen sie nur noch taufen.

Gebt ihr den Namen, den ihr haben wollt,
denn ihr müßt damit leben.
Und wer euch sagt, wie ihr leben sollt,
der will euch diese Freiheit nehmen.

Er stiehlt, um es vorweg zu sagen,
nicht nur das Gut der Müdigkeit.
Er stiehlt um es als Ware anzutragen,
stiehlt Geist und Herz und Innigkeit.

Drum Brüder, Freunde hört mich an,
ich sage es euch unverholen:
Kaft den Händlern niemals ab,
was sie euch zuvor gestohlen.

Mein Freund DesertEagle.50

Ich saß schon seit Stunden so da. Einfach so. Vor mir auf dem Tisch die Pistole. Ich betrachtete ihre Form, wie sich das Licht in dem geätzten Metall spiegelte. Ich betrachtete genau das geriffelte Muster des Griffes, die Aufschrift DesertEagle.50, betrachtete den Hahn und den Abzug. An letzterem blieb mein Blick kleben. War es nun eine Entscheidung für mich, oder gegen das Leben? Ich wusste es nicht, fand keine Antwort. Wieder einmal waren alle Dämme gebrochen, wieder einmal wusste ich nicht ein, noch aus. Wieder einmal stand ich der Welt und dem Leben hilflos gegenüber. Wieder einmal war ich nicht fähig gewesen, über mein Leben selbst zu bestimmen.

Ich lebte schon lange am Abgrund. Ich trat immer wieder daneben. Ich kam immer wieder an den Tisch zu meinem Freund DesertEagle.50 zurück, den ich einige Stunden andächtig bestaunte. Danach ging es mir meist besser, bis zum Abend oder sogar bis zum nächsten Morgen, so genau weiß ich das nicht mehr. Es hielt einige Stunden vor, dann passierte wieder etwas Schreckliches. Es flatterte eine Mahnung herein, es funktionierte etwas nicht, ich wurde mir wieder einmal meiner Einsamkeit bewusst und dergleichen mehr. Schon eine Telefonrechnung konnte mich zur Verzweiflung treiben.

Ich hatte keine Reserven mehr. Ich hatte keine Nerven mehr. Ich hatte keine Kraft mehr. Mein Freund gab mir welche. Ich wusste, ich konnte ihn jederzeit benutzen, und dieses Wissen verschaffte mir ein wenig Freiraum.

Alle luden etwas auf mir ab, bis sie mich erdrückten. Bis ich platt war. Mein Job verlangte, dass ich leistete, dass ich mich auf dem Laufenden hielt. Meine Frau verlangte, ab und an gefickt und jederzeit verstanden zu werden. Meine Kinder verlangten Kohle und Jedermann ein freundliches Lächeln. Alle bestimmten um mich herum, wie es zu sein hatte. Nur mein Freund DesertEagle.50 nicht. Er wartete geduldig darauf, dass ich bestimmte. Er war der Einzige, der auf mich hörte und nicht umgekehrt.

Wohin gehen, fragte der Weise und wusste keine Antwort. Man musste sportlich und attraktiv sein, vermögend sein, jung sein. Nicht allein sein. Wenn man nicht allein sein wollte, brauchte man Geld. Egal wohin man ging, heutzutage wollten sie alle Geld von einem. Alles war zur Ware geworden, vom Käster bis zum Kind. Sogar das Scheißten kostete Geld. Das Sterben übrigens auch.

Und was man nicht noch alles sein musste: Bärgger, Ehemann, Vater, Sohn, Student, Arbeitgeber, Arbeitnehmer, wie viele Häuser hatte ein Mensch? So viele Hüte, aber keine eigene. Wessen Kleider trug ich? Die meines Bosses? Die meiner Frau? Die meiner Kinder, meiner Freunde, der Werbung? Die der stinkenden Gesellschaft? Der Bourgeoisie? Des Bildungsbergertums? All diese verlogenen Häuser, diese Verantwortung machten mich platt.

Und diese Emotionalität. Heut zu Tage war alles emotional. Das Geld, die Liebe, der Job, das Konsumieren, alles wurde mit Gefühlen verbunden, so dass für wirkliche Gefühle keine Zeit blieb. Dass Depressionen uns plagten.

Na ja, mein Freund hatte nur ein Kleid und keine Emotionen. Stahl ist da geduldiger und ehrlicher.

War das schon immer so gewesen? War man schon immer Standards und Normen gefolgt, statt dem eigenen Herzen? Umgab man sich schon immer mit Menschen, die der Profession, der Konfession, der Konfektion entsprachen? Des Bildes der Welt über den Einzelnen?

Wir fanden uns, so schien mir, meist auf Grund von Fakten zusammen. Faktisch waren meine Frau wie ich vor einigen Jahren eine gute Partie gewesen. Emotional hatte ich höchstens einmal ihren Hintern im Auge, das war €™s. War das mein Fehler? Er war es. Hätte ich es besser wissen können? Mit sehr viel Glück und einem schönen Leben vielleicht. Zur Wahrheit gehörte keine Sau, höchstens zum Schotter. Da blieb für das Mensch sein kein Raum.

Und da sollte es ein Wunder sein, sollten wir verdammt werden dafür, dass wir uns jeden Abend den Kopf wegschossen mit irgend etwas? Das wir einen Ort suchten, an dem wir noch fühlen und träumen konnten, Mensch sein konnten, was zwischen den anderen kaum noch möglich war? Das wir unser wahres Kleid anzogen, wenigstens einmal, wenn wir schon keine andere Art gelernt hatten, das zu tun. Wer hätte es uns auch beibringen sollen? Unsere Eltern hatten, auf ihre Art und Weise, doch dasselbe getan. War es Arbeit, Schnaps oder Depressionen. Waren es Hobby, Lügen oder Masken. Unsere Lehrer, Vorgesetzten, Freunde, sie alle waren nur Menschen in demselben Leben wie wir. Wer von ihnen hätte uns zeigen können, was er selbst nicht wusste?

Wer wagte es, über unsere Fehler zu richten, und wer wagte es, sie zu vergeben? Wer schwang sich über uns, der nicht sofort heruntergeholt und als Emporkömmling verurteilt wurde? Wer liebte uns und wer hasste uns? Wir waren doch nur Ware, Geldesel, Bestimmungsesel, Konfektionseesel.

Mein Freund .50 hatte nur ein Kaliber. Ich nahm die Pistole in die Hand und streichelte zärtlich darüber. Einen Moment verharrte ich in dieser Position, dann hob ich den Arm und die Mündung meines Freundes zur Schläufe. Ich schloss die Augen und drückte den Abzug...

Es machte "klick". Sie war nicht geladen. Das war sie nie. Ich legte die Waffe zurück und ging in die Küche zu meiner Frau.

"Schatz, machst du mir noch einen Kaffee?" fragte ich.

"Ja", sagte sie. "Du, Schatz, kannst du morgen die Kinder in die Schule bringen? Ich muss noch zum Friseur, wir gehen doch morgen aus. Außerdem musst du den Wagen waschen lassen, was sollen denn die Nachbarn und dein Boss von uns denken. Der Rasen kamnte aus demselben Grund auch mal wieder gemäht werden. Sag es doch Tobias, als Entschädigung darf er sich dann das Videospiel kaufen, das er so sehr liebt."

"Mach ich", sagte ich.

"Danke, Schatz. Wusste nicht, was ich ohne dich machen sollte. Bist doch mein Mann. Ich liebe dich."

"Ich liebe dich auch", sagte ich.

Schiffer im Jetzt

Schiffer im Jetzt

Es war ein warmer Tag und die Sonne glänzte an einem makellos blauen Himmel. Es war einer jener Tage, die Verliebte ganz besonders schätzen, überall sieht man an einem solchen Tag Pärchen umher streifen, sich küssen und unterhalten, sich liebend an abgelegenen Stränden.

Es war einer jener Tage, an welchem sich Schlipsträger und Punk zusammen ins Gras setzen, einen Joint rauchen, Geld haben und nicht haben einmal sein lassen und über das Wetter reden. Es war ein Tag, an dem man leben mußte um ihn zu genießen.

Solche Gedanken gingen in meinem Kopf herum, als auch ich mich anschickte ein bißchen zu leben. Ich begab mich an einen Platz, der mir etwas bedeutete, der uns etwas bedeutet hatte, um zu leben, um zu erleben und die Zeit für ein kurzes Jetzt anzuhalten. Ich ging, das Apollo links von mir lassend zu den Rheinwiesen, setzte mich ins Gras und sah den Schiffen nach. Ich hatte einen Walkman dabei und hörte Simon and Garfunkel, das war ihre Lieblingsmusik gewesen. Als die Stelle in Mrs. Robinson kam, "Heaven holds a place for those who pray" und meine Augen sich mit Tränen füllten da sah es keiner, den die dunklen Gläser meiner Brille hüllten mich in nichtssagende Distanziertheit. Und als der Walkman "bridge over troubled water" spielte, da hörte ich mich, als ob jeder Ton ein Regentropfen war, der auf meine Seele traf und leise verzischte. So konnte es manchmal sein, draußen schien die Sonne und in den Menschen regnete es trotzdem. Ich fragte mich, in wie vielen es nur deshalb regnete, weil draußen die Sonne schien und lächelte kurz in den Regen hinein, wegen soviel Dummheit.

Es hatte Grund, daß es in mir regnete, denn sie war tot, nunmehr seit zwei Wochen. Es war... Wir hatten eine wunderschöne Nacht zusammen, lagen unter dem wolkenfreien Himmel im Volksgarten, weil man dort die Sterne besser sehen konnte und rauchen einen Joint. Wir küßten uns und hielten uns in den Armen, sprachen über das Leben und uns in seiner Mitte, und was wir machen wollten, zusammen und jeder für sich.

Sie war nur kurz mit dem Fahrrad zur Tankstelle gefahren, es war vielleicht so gegen vier Uhr Morgens. Ich dachte daran, daß sie bestimmt kurz anhielt um den Mond anzusehen, der in dieser Nacht besonders voll leuchtete. Sie mochte den Mond und die Sonne, hatte Bilder und Tücher mit entsprechenden Motiven in unserer Wohnung aufgehängt. Auch auf dem Shirt, das sie an diesem Abend trug, ich hatte es ihr zu ihrem 25ten vor einem halben Jahr geschenkt, war ein silberner Mond abgebildet.

Wie gesagt, es war so gegen vier Uhr Morgens gewesen, es war die Zeit da die ersten Nachtschwärmer sich anschickten, die Heimat aufzusuchen um dort zu schlafen, oder weiter zu leben, sich zu lieben oder traurig zu sein. Sie wollten dem Silber des ersten Sonnenlichtes entgehen und dem Lied der Vögel, von alledem, was Tag bedeutete.

Einer dieser Nachtschwärmer war es, der sie überfuhr. 200 Ps und zwei Tonnen Stahl zerdrückten ihren Körper, löschten ihr Leben aus, rissen aus der Welt, was ich am meisten liebte.

Sein früherer Aufbruch hatte dem Nachtschwärmer nichts gebracht, er sah das Silber des ersten Morgenlichtes und hörte das Lied der Vögel: "Steht auf und regt euch, der Tag ist zum leben schön". Obwohl er doch eigentlich nur schlafen wollte.

Wenn ich zurück denke, dann fällt mir immer wieder ein, wie schön diese Nacht war, ein schwaches Glimmen von Mondlicht tauchte alles ins Unwirkliche, die Blätter der Bäume sahen so real aus, daß sie wieder unwirklich schienen und die Häuser und Straßen hatten etwas modellhaftes. Alles schien wie verzaubert und unwirklich. Es war jenes Mondlicht, das Menschen dazu brachte verrückte Dinge zu tun und Liebende, sich unter dem freien Himmel nah zu sein.

Und doch starb sie in dieser Nacht, starb schnell. Nur Sekunden des Überflugs, von der vollen Wucht des Lebens nach oben getragen, gestiegen bis hinauf in den warmen Himmel.

Was wieder zur Erde fiel, zerschmettert von der Wucht des Frontgrills, war nichts mehr als das, was zu dieser Welt gehörte, was untrennbar mit ihr verbunden war, genauso schön und häßlich, bedeutend und unbedeutend wie alles andere in ihr.

Gestern haben wir, was uns von ihr blieb der Erde wieder übergeben, den Kreis geschlossen, der

alles wieder von vorne beginnen lässt und dafür sorgt, dass es nie endet.

Und ich musste daran denken, dass die Erde sich immer weiter drehte, egal ob es regnete oder die Sonne schien, was für beide Welten galt: die Innere wie die Äußere. Und mit ihr, mit der Welt änderten sich die Menschen, wurden freudig, erfüllt, müde und leer, zufrieden, glücklich und traurig. Schon manches, was wir liebten ging aus dieser Welt und es wird noch oftmals so kommen, dass etwas, was wir lieben aus ihr genommen wird.

Aber das war natürlich kein Trost, nicht für mich, noch für einen anderen Trauernden oder Freudigen. Es war eine Tatsache mit der man leben musste, auch oder gerade an so einem schönen Tag wie heute. Man musste heute leben, das wurde mir klar, denn morgen konnte es schon wieder regnen.

Der Gedanke spendete mir Hoffnung, nicht viel, aber ein wenig. Es war gut zu wissen, dass alles noch offen war für uns, die wir noch am Leben waren. Aber trotzdem konnte mich das auch nicht.

Sie war fort gegangen, aber es war keineswegs so, als wäre sie nie da gewesen. Alles, was einmal Teil dieser Welt war, hinterließ Spuren in seiner Zeit, hinterließ Erinnerungen, hinterließ Gegenstände, ließ überall sein Zeichen, sei es in der Ding oder der Geisteswelt.

Ich erinnerte mich an einen Abend, an dem es ganz furchterlich stürmte, der Wind riss an unseren Haaren und Mänteln, ein kalter Regen schnitt uns ins Gesicht, während wir den Vater Rhein entlang spazierten. Doch wir störten uns nicht daran, nahmen uns in den Arm und schauten uns gegenseitig in die Augen. Und ich konnte sehen, wie die Sonne in ihr schien und das Regen und Sturm für uns nicht galten, nicht existierten.

Ich schreckte aus meinen Träumen, als die Seite mit einem Klack zu Ende ging. Auf der anderen Seite, war Pink Floyd. Die hatte ich immer gehört, wenn ich mit Liebeskummer wegen ihr alleine am Rhein saß und nachdachte. Während ich die Kassette umdrehte, fiel mein Blick auf die Bäume neben dem Apollo, und ich musste an sie denken, wie ich sie unter diesen Bäumen das erste mal geküsst hatte. Die Zeit war stehen geblieben, Vergangenheit und Zukunft gab es nicht, es war, wir waren nur in einem ausdehnungslosen Jetzt existent, das ewig dauern hätte können. Danach setzten wir uns auf die Wiesen, Arm in Arm und schauten den Schiffen nach, die den Rhein hinunter und hinauf fuhren.

Alles um mich herum sprach ihren Namen, die Luft, die ich atmete war dieselbe, die auch sie geatmet hatte. Meine Welt war durch sie eine andere geworden, so wie ich durch sie ein anderer geworden war. Und auf einmal stieg in mir eine tiefe Dankbarkeit auf – dafür, dass es sie gegeben hatte, dass ich sie gekannt hatte, dass wir zusammen gewesen waren.

Und während ich dies dachte und der Trost meine heiße Seele zu kühlen begann, blickte mein Auge in ihrem Gedenken träumend auf den Rhein und sah den Schiffen nach, die hinter der nächsten Flußbiegung verschwanden.